

Über das zentrale Argument für den erkenntnistheoretischen Idealismus

Uwe Meixner

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Meixner, Uwe. 2002. "Über das zentrale Argument für den erkenntnistheoretischen Idealismus." *Facta Philosophica: Internationale Zeitschrift für Gegenwartsphilosophie* 2002 (4): 87–101.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Über das zentrale Argument für den erkenntnistheoretischen Idealismus

Uwe Meixner

Immanuel Kant schreibt in den *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik*: „Daß man, unbeschadet der wirklichen Existenz äußerer Dinge von einer Menge ihrer Prädikate sagen könne: sie gehörten nicht zu diesen Dingen an sich selbst, sondern nur zu ihren Erscheinungen, und hätten außer unserer Vorstellung keine eigene Existenz, ist etwas, was schon lange vor Lockes Zeiten, am meisten aber nach diesen, allgemein angenommen und zugestanden ist. Dahin gehören die Wärme, die Farbe, der Geschmack etc. Daß ich aber noch über diese, aus wichtigen Ursachen, die übrigen Qualitäten der Körper, die man *primarias* nennt, die Ausdehnung, den Ort, und überhaupt den Raum, mit allem was ihm anhängig ist (Undurchdringlichkeit oder Materialität, Gestalt etc.), auch mit zu bloßen Erscheinungen zähle, dawider kann man nicht den mindesten Grund der Unzulässigkeit anführen, und so wenig, wie der, so die Farben nicht als Eigenschaften, die dem Objekt an sich selbst, sondern nur dem Sinn des Sehens als Modifikationen anhängen, will gelten lassen, darum ein Idealist heißen kann: so wenig kann mein Lehrbegriff idealistisch heißen, bloß deshalb weil ich finde, daß noch mehr, ja alle Eigenschaften, die die Anschauung eines Körpers ausmachen, bloß zu seiner Erscheinung gehören; denn die Existenz des Dinges, was erscheint, wird dadurch nicht wie beim wirklichen Idealismus aufgehoben, sondern nur gezeigt, daß wir es, wie es an sich selbst sei, durch Sinne gar nicht erkennen können.“ (*Prlg.*, § 13, 63 f.; S. 152 f. der angg. Ausgabe.)

Als Kant dies schrieb, war offenbar der erkenntnistheoretische Idealismus – „daß ... alle Eigenschaften, die die Anschauung eines Körpers ausmachen, bloß zu seiner Erscheinung gehören“ und „daß wir es [das Ding, das erscheint], wie es an sich selbst sei, durch Sinne gar nicht erkennen können“ – zu einer derartigen Selbstverständlichkeit geworden, daß es nach Kant gar nicht richtig ist, ihn als einen „Idealismus“ zu bezeichnen. Kant ist der Auffassung, daß Erfahrung nicht

Erfahrung von objektiven Dingen, sondern von Erscheinungen ist, die uns über die objektiven Dinge selbst nicht das mindeste sagen. Aber gemäß Kant wird eine solche Position zum Idealismus, dem „wirklichen Idealismus“, erst durch die hinzukommende Leugnung der Existenz der objektiven Dinge, wenn also, wie man heute sagt, vom erkenntnistheoretischen zum ontologischen Idealismus übergegangen wird – einen Schritt, den Kant bekanntlich nie getan hat, was ihm zu Recht als eine grobe Inkonsequenz seiner theoretischen Philosophie vorgeworfen worden ist. Denn wenn die Erscheinungen, von denen allein wir Erfahrung haben sollen, uns rein gar nichts über die objektiven Dinge, die Dinge an sich verraten sollen, dann verraten sie uns auch nichts über deren Existenz. Und welchen Grund hätten wir dann noch innerhalb einer Metaphysik der Erfahrung, überhaupt nur ihre Existenz anzunehmen? Diese Existenz entpuppt sich vielmehr als ein unauffälliges Bestandteil der von Kant doch eigentlich bekämpften dogmatischen Metaphysik – eine Existenzannahme, die, rechtbesehen, über die Erscheinungswelt noch viel weiter hinausgeht als z. B. die Annahme der Existenz eines weltordnenden Gottes, denn für diese letztere Annahme kann man immerhin in der Welt der Erscheinungen noch gewisse, wenn auch unzureichende Anhaltspunkte finden.

Ist man also erst einmal beim erkenntnistheoretischen Idealismus, dann ist es vernünftigerweise zum ontologischen nicht mehr weit. Es ist daher für den Kritiker idealistischer Positionen erforderlich, der für Kant gegebenen Selbstverständlichkeit des erkenntnistheoretischen Idealismus (auch wenn Kant ihn nicht so nennen mag) genauer nachzugehen.

Der philosophiegeschichtliche Ausgangspunkt des erkenntnistheoretischen Idealismus ist die Unterscheidung zwischen primären und sekundären empirischen Qualitäten, solchen empirischen Qualitäten, die den Dingen objektiv zukommen, und solchen, die ihnen nicht objektiv zukommen, sondern nur in Relation auf das erfahrende Subjekt. Kant sagt ganz richtig, daß schon vor John Lockes Zeiten manche empirische Qualitäten allgemein als sekundäre angesehen wurden, andere freilich als primäre. Diese allgemein verbreitete Haltung bildete sich nämlich heraus aufgrund des Einflusses von Descartes, Galilei und anderen, für die, ganz im Sinne der aufstrebenden mechanistischen Physik, die ohne weiteres metrisierbaren und mathematisch behandelbaren empirischen Qualitäten zu primären wurden, alle übrigen zu sekundären. Und nun wirklich *schon lange* vor Lockes Zeiten, wenn auch ohne allgemeine Anerkennung, hat die Lehre von den primären und sekundären empirischen Qualitäten Demokrit vertreten (siehe Mans-

feld, *Die Vorsokratiker* II, insbesondere das Demokrit-Referat Theophrasts: Text 102 zu Demokrit; DK 68 A 135), und von Demokrit ausgehend hat sie Aufnahme in die epikureische Philosophie gefunden.

Eine Differenzierung zwischen primären und sekundären empirischen Qualitäten erweist sich nun aber als instabil, wie George Berkeley gegen Locke geltend gemacht hat (siehe *The Principles of Human Knowledge*, Abschnitte 9–15): Alle uns bekannten empirischen Qualitäten erweisen sich bei näherer Betrachtung als sekundäre. Damit ist nun ganz offensichtlich dem Subjekt bereits jeder *direkte Erkenntnisbezug* zur objektiven Welt abgeschnitten. Der nächste Schritt ist, daß dem Subjekt auch *jeder Erkenntnisbezug überhaupt* zur objektiven Welt abgeschnitten wird und es somit erkenntnismäßig gefangen gesetzt wird in der Welt des ihm Erscheinenden. Auch diesen Schritt hat schon Berkeley vollzogen, indem er im Effekt darauf hinwies, daß für eine auch nur einigermaßen getreue *Repräsentation* objektiver durch subjektbezogene empirische Qualitäten keinerlei Anhaltspunkt besteht (siehe *The Principles of Human Knowledge*, Abschnitt 8). Wir haben es nur mit subjektbezogenen empirischen Qualitäten zu tun; woher wollen wir also wissen, was ihnen in den Dingen Objektives entspricht, und ob ihnen überhaupt etwas Objektives entspricht? Kein Argument kann uns das zeigen. Wir können es nicht wissen, und damit sind wir genau beim erkenntnistheoretischen Idealismus, eben der Position, die Kant gar nicht mehr als idealistische betrachtet haben will (wohl aber offenbar manche seiner Zeitgenossen, denn Kant setzt sich in der zitierten Passage aus den *Prolegomena* doch wohl gegen einen Idealismusvorwurf zur Wehr).

Was ist der systematische Grundgedanke der philosophiehistorisch sich realisierenden Argumentation für den erkenntnistheoretischen Idealismus, die diesen schließlich, eine Zeit lang, zu einer Selbstverständlichkeit machte? Es ist die Annahme, daß *manche der uns bekannten empirischen Qualitäten sekundäre Qualitäten sind, die keinerlei Abbildcharakter gegenüber faktisch Objektivem aufweisen*. Wenn diese Annahme einmal etabliert ist, gerät man auf einen sogenannten „slippery slope“. Es läßt sich, so die Stoßrichtung der Argumentation, in der Erkenntnis nicht in nichtarbiträrer Weise zwischen primären und sekundären Eigenschaften differenzieren, und ebensowenig zwischen repräsentierenden und nichtrepräsentierenden sekundären Eigenschaften: Und also „rutscht man ab“ und landet beim Extrem: *jede uns bekannte empirische Qualität ist eine sekundäre Qualität, die keinerlei Abbildcharakter gegenüber faktisch Objektivem aufweist*. Da wir offenbar keinen anderen Zugang zum faktisch Objektiven haben als über empirische

Qualitäten (keine eingeborenen Ideen, keine inneren Orakel und Offenbarungen), ergibt sich hiermit der erkenntnistheoretische Idealismus.

Diesen Gedankengang kann man in exemplarischer Gestalt bei David Hume im 1. Buch des *Treatise* nachlesen: Dort schreibt er zunächst im 4. Abschnitt des 4. Teils (S. 276f. der angg. Ausgabe): „The fundamental principle of that philosophy [modern philosophy!] is the opinion concerning colours, sounds, tastes, smells, heat, and cold; which it asserts to be nothing but impressions in the mind, derived from the operation of external objects, and without any resemblance to the qualities of the objects. Upon examination, I find only one of the reasons commonly produced for this opinion to be satisfactory; viz. that derived from the variation of those impressions, even while the external object, to all appearance, continues the same.“ Mit anderen Worten: Hume findet das Argument von der *Subjektrelativität der Eindrücke* das einzig befriedigende Argument dafür, daß Farben, Klänge, Geschmäcke, Gerüche und Temperaturen sekundäre Qualitäten sind, die keinen Abbildcharakter aufweisen.

Dieses Argument ist seinem Kern nach nun schon sehr alt. Theophrast schreibt Demokrit referierend (in dem oben schon erwähnten Text): „Einen Hinweis, daß sie [die genannten empirischen Qualitäten] nicht von Natur vorhanden seien, [sei dadurch gegeben,] daß nicht alle Lebewesen dieselben Eindrücke hätten, sondern was für uns süß sei, sei für andere bitter und für wieder andere stechend und für abermals andere herb, und dasselbe gelte für alles übrige.“ Allerdings tritt bei Hume ein wesentlich neues Element hinzu, von dem bei Demokrit keine Rede ist und das eben die neuzeitlich idealistische Zielrichtung verrät: Hume kommt es darauf an, daß nicht nur die Subjektivität der genannten empirischen Qualitäten gezeigt wird, sondern darüber hinaus, daß sie *keinerlei Abbildcharakter* gegenüber faktisch Objektivem haben. Demokrit scheint demgegenüber einen solchen Abbildcharakter durchaus angenommen zu haben, allerdings nur bis zu einem gewissen Grade; vgl. die Texte zu Demokrit 105 (DK 68 B 123) und 106 (DK 68 A 77) in *Die Vorsokratiker* II, die Demokrits Lehre von den *Idola* betreffen, aber auch den Text 113 zu Demokrit (der von Sextus Empiricus stammt; DK 68 B 11b), wo Demokrit die *Dunkelheit* der sinnlichen Wahrnehmung konstatiert.

Betrachten wir nun etwas genauer Humes Version des Arguments von der Subjektrelativität der Eindrücke, die er aber als ein zu seiner Zeit gängiges Argument hinstellt, und nicht als originelles; auch ohne nähere Prüfung wird man Hume dies glauben dürfen. Humes Version läßt sich wie folgt rekonstruieren:

Seien *a* und *b* Personen, *t* ein Zeitpunkt, *x* ein Objekt der Wahrnehmung, *F* und *G* empirische Qualitäten:

- 1) (Der Person) *a* erscheint *x* zu *t* als *F*. [Annahme.]
- 2) *b* erscheint *x* zu *t* als *G*. [Annahme.]
- 3) *F* und *G* sind völlig verschieden, gehören aber demselben Sinnesbereich an (z.B. *Süß* und *Bitter*, (*extensiv*) *Klein* und *Groß*, etc.). [Annahme.]
- 4) Es gibt zu *t* höchstens eine objektive Qualität *h* in *x*, so daß gilt: *h* ist *F* ähnlich oder *h* ist *G* ähnlich. [Folgerung aus 3): *F* und *G* gehören demselben Sinnesbereich *X* an. Offenbar kann höchstens eine *X* zugeordnete objektive Qualität zu *t* auf *x* (simpliciter) zutreffen. Daraus, daß eine objektive Qualität *h* *F* oder *G* ähnlich ist, folgt aber, daß sie *X*, dem Sinnesbereich von *F* und von *G*, zugeordnet ist.]
- 5) Es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, so daß gilt: *F* ist *h* ähnlich *und* *G* ist *h* ähnlich. [Folgerung aus 3): *F* und *G* sind völlig verschieden; deshalb kann keine Qualität *beiden* ähnlich sein.]
- 6) Es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *F* ähnlich ist, *oder* es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *G* ähnlich ist. [Logische Folgerung aus 4) und 5).]¹
- 7) Zwischen dem Erscheinen für *a* und dem Erscheinen für *b* zu *t* herrscht völlige epistemische Parität. [Annahme.]
- 8) Es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *F* ähnlich ist, *und* es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *G* ähnlich ist. [Folgerung aus 1), 2), 6) und 7).]

Halten wir hier eine Weile inne; denn 8) ist ganz offensichtlich nicht das Resultat eines logisch gültigen Schlusses. Aufgrund welcher Argumentationsform ergibt es sich aber dann?

Hume selbst schreibt (S.277 der angg. Ausgabe): „Many of the impressions of colour, sound, etc., are confessed to be nothing but internal existences, and to arise from causes which noways resemble them.“ Genau das besagt 6) in Anbetracht der variantenreichen Häufigkeit des Gegegenseins von 1), 2) und 3) (vgl. auch Fußnote 1) ins-

1 Zu 4) und 5) und die Schlußfolgerung 6) vgl. unter Berücksichtigung der variantenreichen Häufigkeit des Gegebenseins von 1), 2) und 3) (bei vielen Personen, zu vielen Zeitpunkten, für viele verschiedene empirische Qualitäten) die Aussagen Humes: „For as the same object cannot, at the same time, be endowed with different qualities of the same sense, and as the same quality cannot resemble impressions entirely different; it evidently follows that *many* [meine Hervorhebung] of our impressions have no external model or archetype.“ (S. 277 der angg. Ausgabe.)

besondere dann, wenn von Farben, Klängen etc. die Rede ist. Aber Hume fährt fort: „These impressions are in appearance nothing different from the other impressions of colour, sound, etc. We conclude, therefore, that they are, all of them, derived from a like origin [from causes that noways resemble them].“

Hume verwendet hier ein *epistemisches Paritätsargument*, um die Unterscheidungsmöglichkeit, die 6) hinsichtlich des Objektivitätscharakters des Erscheinens für *a* zu *t* und des Erscheinens für *b* zu *t* noch offenläßt, zu löschen. Bei 6) hat man nämlich immer noch die Möglichkeit zu behaupten: „(Der Person) *a* erscheint *x* zu *t* als *F*, und es gibt zu *t* eine objektive Qualität *h* in *x*, die *F* ähnlich ist“, oder aber: „*b* erscheint *x* zu *t* als *G*, und es gibt zu *t* eine objektive Qualität *h* in *x*, die *G* ähnlich ist“. Beides kann man bei 6) nicht behaupten, aber eines von beiden immer noch. Es geht nun aber Hume aufgrund seiner idealistischen Zielsetzung darum, daß man keines von beiden behaupten kann, weil beides falsch ist. Um dies zu etablieren, verwendet er ein epistemisches Paritätsargument, so lassen sich seine Aussagen rekonstruieren, dessen allgemeine Gestalt die folgende ist:

PA

- I) Non-A oder non-B. [Bei Hume nimmt 6) die Rolle von I) ein; non-A ist also „Es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *F* ähnlich ist“, und non-B ist „Es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *G* ähnlich ist“.]
 - II) Zwischen dem Wahrheitswert von non-A und dem von non-B kann epistemisch nicht differenziert werden: zwischen non-A und non-B besteht epistemische Parität. [Bei Hume ergibt sich das aus 1), 2), 3) und 7).]
 - III) Non-A und non-B können zusammen wahr sein. [Bei Hume stillschweigend, und zulässigerweise, vorausgesetzt.]
-
- IV) Non-A und non-B.

Diese Argumentationsform ist nun offensichtlich eine Art von *argumentum ad ignorantiam* und verdient deshalb nicht ohne weiteres Respekt. Doch will ich zwei *argumenta ad ignorantiam* hier anführen, die ebenfalls von der angegebenen Gestalt sind und Beachtung verdienen und die mit einer gewissen, allerdings signifikanten, Modifikation in der Konklusion auch tatsächlich vertreten werden.

1. Beispiel

Angenommen, zwei Körper x und y bewegen sich geradlinig gleichförmig gegeneinander. Dann ist klar, daß gilt:

- I. x ist nicht in absoluter Ruhe, oder y ist nicht in absoluter Ruhe. [Denn wären x und y beide in absoluter Ruhe, dann würden sie sich auch nicht relativ zueinander bewegen.]

Nun sind aber alle Experimente zur Unterscheidung zwischen absoluter Bewegung und absoluter Ruhe gescheitert. Es liegt demnach mehr als nahe, daß gilt:

- II. Es kann prinzipiell nicht festgestellt werden, ob x in absoluter Ruhe ist und y nicht, oder ob y in absoluter Ruhe ist und x nicht.

Zudem:

- III. Es ist möglich, daß weder x noch y in absoluter Ruhe ist.

Demnach nach dem Schema PA:

- IV. Weder x noch y ist in absoluter Ruhe.

2. Beispiel

Angenommen, zwei Personen x und y sind aus der Person z durch exaktes zweifaches Kopieren, Molekül für Molekül, ihrer gesamten physischen Zusammensetzung hervorgegangen, eine tausendstel Sekunde bevor der Körper von z vernichtet wurde. Dann ist klar, daß gilt:

- I. x ist nicht z , oder y ist nicht z . [Denn x und y sind ja verschieden, sie können daher nicht beide identisch mit z sein.]

Es gilt aber auch:

- II. Es kann prinzipiell nicht festgestellt werden, ob x z ist und y nicht, oder ob y z ist und x nicht. [Hier ist zu beachten, daß x und y beide vollkommen sicher sind, überlebt zu haben und z zu sein, obwohl sie ja nicht beide z sein können. Eine epistemisch zugängliche objektive Handhabe, genau einem von beiden seine Überzeugung zu widerlegen, fehlt jedoch.]

Sicherlich aber:

- III. Es ist möglich, daß weder x noch y z ist.

Demnach:

- IV. Weder x noch y ist z .

Es wird sicherlich nicht entgangen sein, daß die Konklusion Albert Einsteins im 1. Beispiel *nicht* ist, daß alle geradlinig gleichförmig gegeneinander bewegten zwei Körper beide nicht in absoluter Ruhe sind, sondern vielmehr, daß es in einem solchen Fall nicht sinnvoll ist, davon zu reden, daß einer der Körper x und y in absoluter Ruhe oder nicht in absoluter Ruhe ist; ebenso, daß Derek Parfits Konklusion im

2. Beispiel, im Sinne der Gedankenexperimente in seinem Buch *Reasons and Persons*, *nicht* ist, daß alle zwei Personen, die durch einen physischen Kopiervorgang wie den beschriebenen aus einer gewissen Person hervorgegangen sind, beide von ihrer Vorlage verschieden sind, sondern vielmehr, daß es in einem solchen Fall nicht sinnvoll ist, davon zu reden, daß eine der durch Vervielfältigung hervorgegangenen Personen *x* und *y* identisch mit oder verschieden von der Vorlage ist.

In diesem Sinne hätte David Hume auch zu der Schlußfolgerung kommen können, daß es *nicht sinnvoll ist*, davon zu sprechen, daß eine der empirischen Qualitäten *F* und *G* einer oder keiner objektiven Qualität in einem Ding ähnlich ist. Das würde in der Tat besser zu dem passen, was Lukrez (in Anknüpfung an Epikur und Demokrit) im 2. Buch von *De rerum natura* über die Atome und die Eigenschaften, die man ihnen neben ihrer Gestalt, Schwere und Bewegungsform naiverweise noch zusätzlich zuschreiben könnte, dichtet:

nullus enim color est omnino material
corporibus, neque par rebus neque denique dispar [meine Hervorhebung].
[737-738]

(Daß Lukrez dabei nicht nur an Farben denken kann, zeigt die folgende Textstelle:

Sed ne forte putes solo spoliata colore
corpora prima manere, etiam secreta teporis
sunt ac frigoris omnino calidique vaporis,
et sonitu sterila et suco ieiuna feruntur,
nec iaciunt ullum proprium de corpore odorem.
[842-846])

Der Sache des erkenntnistheoretischen Idealismus wäre die Konklusion, daß es *nicht sinnvoll ist*, davon zu sprechen, daß empirische Qualitäten einer oder keiner objektiven Qualität in einem Ding ähnlich sind, mindestens genauso dienlich gewesen.² Allerdings hätte diese

- 2 In der Tat scheint letzteres, daß es *nicht sinnvoll ist*, von einer *Ähnlichkeit* oder *Unähnlichkeit* zwischen empirischen Qualitäten und objektiven Qualitäten zu sprechen, Kants Position als erkenntnistheoretischer Idealist gewesen zu sein, wie durch *Prolegomena* § 13, Anmerkung II (Schluß, S. 153 der angg. Ausgabe) sehr nahegelegt wird (den Hinweis hierauf verdanke ich Thomas Pogge). Man beachte, daß, wenn es nicht sinnvoll ist, von einer solchen Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit zu sprechen, es eo ipso auch nicht sinnvoll ist, von einer *Identität* oder *Verschiedenheit* zwischen einer empirischen Qualität und einer objektiven Qualität zu sprechen (denn Identität ist ja nichts anderes als der äußerste Grenzfall der Ähnlichkeit); und tatsächlich sagt Kant, daß die Eigenschaften einer Sache „nicht in meine Vorstellungskraft hinüber wandern können“. (*Prlg.* § 9, S. 144 der angg. Ausgabe;

Konklusion nicht so recht zu der *Wahrheit* der Zwischenfolgerung gepaßt, von der Hume doch bei 6) in seinem Argument ausgeht, nämlich der *Wahrheit* von:

Es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *F* ähnlich ist, *oder* es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *G* ähnlich ist.

Entsprechend könnte man an Einstein und Parfit die Anfrage richten, wie denn *ihre* „Nicht sinnvoll“-Konklusionen zu der offensichtlichen *Wahrheit* von

x ist nicht in absoluter Ruhe, oder *y* ist nicht in absoluter Ruhe (wo *x* und *y* *zwei* geradlinig gleichförmig gegeneinander bewegte Körper sind)

bzw. von

x ist nicht *z*, oder *y* ist nicht *z* (wo *x* und *y* *zwei* Vervielfältigungen der Person *z* sind)

passen kann?

Doch lassen wir das auf sich beruhen und wenden wir uns wieder Humes Argument für den erkenntnistheoretischen Idealismus zu. Die logisch einwandfreie Argumentation (1)–(6), in der von den Annahmen (1) und (2) im übrigen gar kein Gebrauch gemacht wird, etabliert die folgende These:

Humes Nebenthese

Für alle Zeitpunkte *t*, Objekte der Wahrnehmung *x*, empirische Qualitäten *F* und *G*:

Wenn F und G völlig verschieden sind, aber demselben Sinnesbereich angehören, dann gibt es zu t keine objektive Qualität h in x, die F ähnlich ist, oder es gibt zu t keine objektive Qualität h in x, die G ähnlich ist.

vgl. auch § 52c, S. 214 der angg. Ausgabe.) Von dieser Position aus entgeht Kant also offenbar allen Einwänden gegen idealistische Positionen, die vorbringen, daß *nicht auszuschließen sei*, die empirischen Qualitäten seien *identisch mit* objektiven: Er kann sie als sinnlos von sich weisen. (Einen Einwand der genannten Art hat, laut Auskunft von Thomas Pogge, *Trendelenburg* erhoben, der gegen Kant darauf hinwies, daß der Raum als subjektive Anschauungsform doch, soweit wir – einschließlich Kant – wissen, mit dem objektiven Raum (der Dinge an sich) *identisch* sein könnte.)

Die *logisch problematische* Argumentation (1)–(8) hingegen etabliert

Humes Hauptthese

Für alle Personen a und b , Zeitpunkte t , Objekte der Wahrnehmung x , empirische Qualitäten F und G :

Wenn a zu t x als F erscheint und b zu t x als G erscheint und zwischen dem Erscheinen für a und dem Erscheinen für b zu t völlige epistemische Parität besteht und F und G völlig verschieden sind, aber demselben Sinnesbereich angehören, dann gibt es zu t keine objektive Qualität h in x , die F ähnlich ist, und gibt es zu t keine objektive Qualität h in x , die G ähnlich ist.

Wo der erkenntnistheoretische Idealist (und Hume) aber hin möchte, ist:

EID

Für alle Zeitpunkte t , Objekte der Wahrnehmung x , bekannte empirische Qualitäten F :

Es gibt zu t keine objektive Qualität h in x , die F ähnlich ist.

Man beachte, daß EID die Sekundarität bzw. Subjektbezogenheit oder Nichtobjektivität aller bekannten empirischen Qualitäten mitbeinhaltet, denn aus EID folgt ja

SQU

Für alle Zeitpunkte t , Objekte der Wahrnehmung x , bekannte empirische Qualitäten F :

F ist zu t keine objektive Qualität in x . [Denn wäre F zu t eine objektive Qualität in x , dann würde, da F F ähnlich ist, folgen: Es gibt zu t eine objektive Qualität h in x , die F ähnlich ist.]

Wie ergibt sich nun aus Humes Thesen EID? Aus Humes Nebenthese wird man EID nicht gewinnen können, denn Humes Nebenthese ist tatsächlich eine völlig harmlose analytisch wahre Aussage, der auch ein erkenntnistheoretischer Realist ohne weiteres zustimmen kann. Von der *schon problematischen* Hauptthese Humes ist es aber jedenfalls noch ein weiter Weg nach EID.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Annahmen 1), 2) und 3) *variantenreich häufig* zusammen vorliegen. Gehen wir einmal,

großzügigerweise, davon aus, daß das so bleibt, wenn die Annahme 7) hinzukommt, so daß also gesagt werden kann, daß das Anzedenz von Humes Hauptthese *variantenreich häufig* gegeben ist:

(Zugestandenes) Faktum

Für *viele verschiedene* Personen *a* und *b*, *viele verschiedene* Zeitpunkte *t*, *viele verschiedene* Objekte der Wahrnehmung *x*, *viele verschiedene* empirische Qualitäten *F* und *G* gilt: *a* erscheint zu *t x* als *F* und *b* erscheint zu *t x* als *G* und zwischen dem Erscheinen für *a* und dem Erscheinen für *b* zu *t* besteht völlige epistemische Parität und *F* und *G* sind völlig verschieden, gehören aber demselben Sinnesbereich an.

Nach Humes Hauptthese folgt dann:

Zwischenstufe auf dem Weg zu EID

Für *viele verschiedene* Zeitpunkte *t*, *viele verschiedene* Objekte der Wahrnehmung *x* und *viele verschiedene* empirische Qualitäten *F* gilt: es gibt zu *t* keine objektive Qualität *h* in *x*, die *F* ähnlich ist.

Aber das ist abermals eine gänzlich harmlose Aussage, die man im übri-gen auch aufgrund von Humes Nebenthese gewinnen kann (wobei aber zu beachten ist, daß die Hauptthese aufgrund des *Faktums* zweifellos *mehr* Instanzen von EID liefert als die Nebenthese). Ein erkenntnistheoretischer Realist kann ihr natürlich ebenfalls zustimmen: Seine Behauptung ist ja nicht das völlig absurde konträre Gegenteil von EID:

Anti-EID

Für alle Zeitpunkte *t*, Objekte der Wahrnehmung *x*, bekannte empirische Qualitäten *F*:

Es gibt zu *t* *eine* objektive Qualität *h* in *x*, die *F* ähnlich ist.

Sondern der erkenntnistheoretische Realist weiß, daß Anti-EID in vielen verschiedenen Fällen verletzt ist. Aber aus „viele verschiedene“ ergibt sich eben nicht „alle“ – es sei denn durch einen *Induktionsschluß*. Nun ist es für Hume, den scharfen Kritiker der Induktion, etwas peinlich sich dieses Mittels zu bedienen (er würde sich aber wohl, wenn man ihn darauf aufmerksam machen könnte, darauf hinausreden, daß *Skeptiker* nicht gehalten sind, konsistent zu sein); jedoch bedient er sich, wohl ohne sich dessen bewußt zu sein, dieses Mittels zweifellos, denn

er ist bemüht, Unterscheidungen zwischen den vielen verschiedenen schon etablierten Instanzen von EID und den vielen verbleibenden noch nicht etablierten als irrelevant oder unbegründet zu erweisen, um den Induktionsschluß auf EID plausibler zu gestalten. Das erste Vorgehen in dieser Richtung war die Ergänzung der Herleitung (1)–(6) um die Schritte (7) und (8). Hinzukommt nun noch ein weiteres solches Vorgehen. Was dabei auffällt, ist, daß Hume völlig von Zeitpunkt und Wahrnehmungsobjekt absieht, als käme es darauf gar nicht an, und sich einzig und allein auf die noch widerständigen empirischen Qualitäten konzentriert. So lesen wir im *Treatise* (S. 278 der angg. Ausgabe): „If colours, sounds, tastes, and smells be merely perceptions, nothing we can conceive is possessed of a real, continued, and independent existence; not even motion, extension, and solidity, which are the primary qualities chiefly insisted on.“ Es folgt dann seine (mehr oder minder an Berkeley orientierte) Argumentation dafür, daß auch die angeblich primären Qualitäten „merely perceptions“ sind.

Jedoch steht allen diesen Bemühungen, zu EID zu kommen, das folgende ganz einfache Argument entgegen:

Wie ich eben festgestellt habe, ist die Vorderseite meines Druckers mehr als 11 cm hoch (wer will kann es nachprüfen). Folglich: Die Vorderseite meines Druckers hat am 6.6.2000, um 10.00 Uhr, die objektive Qualität, mehr als 11 cm hoch zu sein. Diese objektive Qualität ist aber dabei eine, zweifellos sich selbst ähnliche, empirische Qualität. Folglich: Es gibt einen Zeitpunkt t [nämlich der 6.6.2000, 10 Uhr], ein Wahrnehmungsobjekt x [nämlich die Vorderseite meines Druckers] und eine bekannte empirische Qualität F [nämlich, mehr als 11 cm hoch zu sein], so daß es zu t eine objektive Qualität h [nämlich, mehr als 11 cm hoch zu sein] in x gibt, die F ähnlich ist.

Mit diesem Argument ist EID, und übrigens auch SQU, *widerlegt*. „Petitio principii!“ einzuwerfen, liegt einem vielleicht auf der Zunge. Doch das könnte man nur dann, wenn beim EID-Gegner die Beweislast läge. Nun verhält es sich aber gerade umgekehrt. Wenn philosophische Auffassungen dem gesunden Menschenverstand entgegenstehen, dann ist es nicht der gesunde Menschenverstand, der sich rechtfertigen muß, sondern der gesunde Menschenverstand ist das, was widerlegt werden muß; es sind also die philosophischen Auffassungen diejenigen, die sich rechtfertigen müssen. Darauf haben Common-Sense-Philosophen, wie schon zu Humes Zeiten Thomas Reid und im 20. Jahrhundert George Edward Moore, nachdrücklich hingewiesen. Wir können uns leicht vorstellen, welche Schwierigkeiten Hume hätte, ohne eine *petitio principii* zu begehen, das eben an-

gegebene kleine Argument zu widerlegen oder auch nur in Zweifel zu ziehen.³

Als Fazit ist demnach festzuhalten, daß das zentrale Argument für den erkenntnistheoretischen Idealismus, das ich hier exemplarisch in der ihm von Hume gegebenen Gestalt diskutiert habe, auf äußerst schwachen Füßen steht. Um so verwunderlicher ist es, daß sich auch ein großer kritischer Geist wie Hume von ihm hat überzeugen lassen. Aber der Grund hierfür ist nicht weit zu suchen. Hume schreibt im *Treatise*, Buch I, Teil IV, Abschnitt V (S. 289 der angg. Ausgabe): „*The most vulgar philosophy* [meine Hervorhebung] informs us that no external object can make itself known to the mind immediately, and without an interposition of an image or perception.“ Auch für Hume war demnach der erkenntnistheoretische Idealismus bereits im wesentlichen eine Selbstverständlichkeit. In der Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts war diese erkenntnistheoretische Position tatsächlich wohl eher etwas, was man nicht als Konklusion irgendeines Arguments annahm, sondern eine Prämisse, von der man implizit von vornherein ausging: eine Rahmenbedingung allen Philosophierens. Die geistesgeschichtlichen Hintergründe hierfür sind nicht Sache dieses Aufsatzes.

Ist der erkenntnistheoretische Idealismus tot? Sieht man EID für sich genommen als Formulierung des erkenntnistheoretischen Idealismus an, so stellt man zu seiner Überraschung fest, daß dies *nicht* der Fall ist. So lesen wir bei dem mittlerweile verstorbenen Hoimar von Ditfurth in der Aufsatzsammlung *Zusammenhänge* von 1974 auf S. 88 die folgenden Äußerungen: „Wir sind so Zeugen der letzten, hoffnungslosen Schlacht des Augenscheins, der in seinen letzten Reservaten aufgespürt und ausgeräuchert wird. Wenn sie vorüber ist, wird nichts unmittelbar sinnlich Erlebtes mehr gelten, wird die Augenscheinlichkeit des leibhaftig Wahrgenommenen in allen ihren Formen endgültig als eine grandiose Illusion entlarvt sein.“ Mit anderen, weniger martialischen Worten: Wir gelangen, so Hoimar von Ditfurth,

3 Wenn ein erkenntnistheoretischer Idealist der in Fußnote 2 referierten *kantianischen* Position folgt, so kann er freilich gegen das Argument einwenden, daß es von vornherein *sinnlos* sei, eine objektive Qualität auch als eine empirische Qualität anzusehen, sie mit einer solchen *identisch* (ihr *maximal ähnlich*) zu setzen. Doch spricht im vorliegenden Fall, wenn man sich nicht schon für einen erkenntnistheoretischen Idealismus entschieden hat, eben nicht viel dafür, daß es *sinnlos* (oder auch nur logisch widersprüchlich) ist zu sagen: „Die Eigenschaft, mehr als 11 cm hoch zu sein, ist eine *zugleich* objektive und empirische Qualität.“ Der kantianische erkenntnistheoretische Idealist kann also zwar von seiner Position aus dem Argument entgehen, aber seine erkenntnistheoretische Überzeugung ist dadurch für neutrale Außenstehende nicht überzeugender geworden.

heutzutage angeblich immer mehr zu der Einsicht, daß EID gilt: Für alle Zeitpunkte t , Objekte der Wahrnehmung x , bekannte empirische Qualitäten F : Es gibt zu t keine objektive Qualität h in x , die F ähnlich ist. Denn die bekannten empirischen Qualitäten sind eben genau die Qualitäten, die im Augenschein sich zeigen und als solche keinerlei Wert für objektive Erkenntnis besitzen sollen.

Hoimar von Ditfurth spricht hier für viele Zeitgenossen, innerhalb und außerhalb der Fachphilosophie. Ein Zitat aus jüngster Zeit mag dies weiter belegen. Der bekannte Theoretiker der Erwachsenenbildung Horst Siebert schreibt in seinem Buch *Didaktisches Handeln in der Erwachsenenbildung* (Untertitel: *Didaktik aus konstruktivistischer Sicht*) auf S. 17: „Unsere sinnlichen Wahrnehmungen, unser Denken, Fühlen und Erinnern spiegeln keine äußere Welt wider, sondern erzeugen eine eigene Wirklichkeit. ... Zwar besteht zwischen uns und unseren Mitmenschen und unserer Umwelt eine ‚strukturelle Koppelung‘, denn sonst wären wir gar nicht lebensfähig, aber prinzipiell bleibt uns die äußere Welt ‚kognitiv unzugänglich‘. Unsere Farbwahrnehmung ist eine Erregung unseres Nervensystems aufgrund äußerer Impulse; Farbe ist keine Qualität der äußeren Realität.“

Tatsächlich liegt aber bei Denkern wie Ditfurth, wie Siebert und anderen Konstruktivisten noch kein erkenntnistheoretischer Idealismus vor (*obwohl* EID für sie richtig ist), sondern vielmehr eine wenig rationale *Restform* des erkenntnistheoretischen Realismus. Denn im Gegensatz zu den nüchternen Philosophen des 18. Jahrhunderts gibt es für sie ein Orakel (natürlich nennen sie es nicht so), das ihnen, obwohl sie behauptetermaßen ohne sinnlichen Kontakt zur objektiven Welt sind, dennoch sagt, wie die Welt wirklich ist, und mithin auch enthüllt, wie sie, totaliter, bloß erscheint. Dieses Orakel (dessen objektiv vorhandene Verkündigung, so wie sie objektiv ist, offenbar von ihnen vernommen werden kann, ohne sie zu *hören* oder zu *sehen*) ist ihnen die moderne Naturwissenschaft. So kann man doch tatsächlich auf derselben Seite 17 in Sieberts Buch auch einen Spruch seines Orakels lesen (er ist durch Einrahmung hervorgehoben): „Aufgrund neurophysiologischer und biochemischer Untersuchungen wird unser zentrales Nervensystem als autopoietischer, operational geschlossener, selbstreferentieller Organismus beschrieben.“ In einer merkwürdigen Verbindung von wissenschaftlicher Fortschrittlichkeit und erkenntnistheoretischer Einfältigkeit kommt Denkern wie Siebert nicht in den Sinn, daß die Naturwissenschaft ihnen nur deshalb sagen kann, wie die Welt wirklich ist, weil die Naturwissenschaftler, wie alle anderen, immer wieder dem unmittelbaren Augenschein ganz selbstverständ-

lich und noch ohne Voraussetzung irgendwelcher kausaler Wahrnehmungstheorien schlicht vertrauen (etwa beim Ablesen von Meßdaten), mithin davon ausgehen, daß in den von ihnen bevorzugten Beobachtungssituationen *in der Regel* eine empirische Qualität einer objektiven Qualität in einem Objekt der Wahrnehmung jedenfalls ähnlich, wenn nicht gar mit ihr identisch ist.

Uwe Meixner
Universität Regensburg
Institut für Philosophie
93040 Regensburg
uwe.meixner@psk.uni-regensburg.de

Literatur

- Berkeley, George: *The Principles of Human Knowledge*, in *Berkeley's Philosophical Writings*, hg. von D.M. Armstrong, New York/London: Collier ⁴1980.
- Ditfurth, Hoimar von: *Zusammenhänge*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1974.
- Hume, David: *A Treatise of Human Nature* I, hg. von D.G.C. Macnabb, Glasgow: Fontana/Collins ⁷1987.
- Kant, Immanuel: *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können*, in: derselbe, *Werke*, Bd. V, hg. von W. Weischedel, Frankfurt a.M.: Suhrkamp ²1978.
- Lucretius Carus, Titus: *De rerum natura / Welt aus Atomen*, lateinisch und deutsch, übersetzt und herausgegeben von K. Büchner, Stuttgart: Reclam 1981.
- Mansfeld, Jaap (Hg.): *Die Vorsokratiker* II, Stuttgart: Reclam 1986.
- Parfit, Derek: *Reasons and Persons*, Oxford: Clarendon ³1987.
- Siebert, Horst: *Didaktisches Handeln in der Erwachsenenbildung. Didaktik aus konstruktivistischer Sicht*, Neuwied: Luchterhand 1996.